

II. Jahrgang.
No. 47

17. Kriegsnummer

22. November 1914.
Einzelpreis 10 Pfg.

Das Illustrierte Blatt

Verlag der frankfurter Societäts-Druckerei G.m.b.H. frankfurt am Main



Zwei wackere Vaterlandsverteidiger vom nordwestlichen Kriegsschauplatz lesen an einer geschützten Stelle das „Illustrierte Blatt“.

Phot. Gerdwin & Co.

Umfang: 16 Seiten.



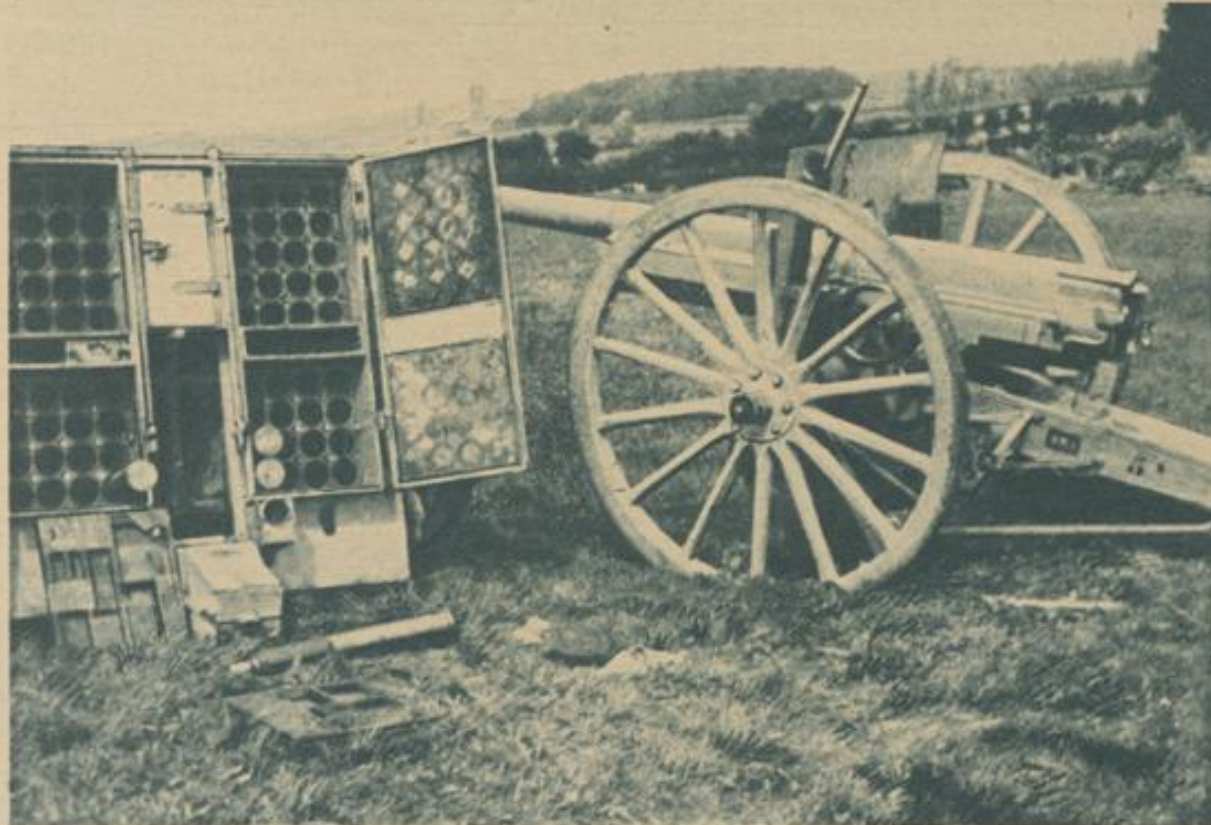
Aus einem Feldpostbrief.

„Ich bin nun schon seit über vierzehn Tagen mit bei den Kämpfen an der Yser. Es war am 18. Oktober, als wir, von Osten kommend, über Mariakerke in der Richtung Nieupoort marschierten. Wir zogen ganz vergnügt und singend durch Middelkerke durch, da sahen wir plötzlich die schnurgerade Chaussee entlang vor dem Kirchturm von Westende Schrapnell's krepieren. Also war man noch nicht wieder so schön vor uns „ausgerückt“, wie in der vorigen Woche in Gent und Brügge und Ostende! Die Kolonnen kamen ins Stoden und wir hörten bald, daß unsere Radfahrerspitze aus der Kirche durch ein Maschinengewehr und gleich darauf auch von einer verdeckt stehenden Batterie beschossen wurde. Es ist immer gut, wenn der Gegner Fehler macht! Hätten sie gleich die ganze grade Straße unter energischem Feuer genommen

— es wäre ein gar nicht abzusehendes Unglück für uns gewesen! — So konnten wir uns noch seitwärts in den wasserreichen Chausseegraben legen und abwarten, was da kommen würde. Es kam auch, aber in einer unerwarteten Weise, denn mit einem Male stieg etwa 600 Meter links von uns eine riesige, gelbgrüne Rauchsäule auf, der ein furchtbarer Krach folgte. — Die englischen Kreuzer meldeten sich. Sie bestrichen die Straße links von uns, auf der auch Truppen marschierten — und konnten sie nicht fassen, weil wir zu nah an den Dünen und für Flachbahngeschütze nicht erreichbar waren. Was ganz vorne weiter vorging, haben wir nicht erfahren. Es fing dafür aber schäbig an zu regnen, so daß es bald nicht mehr viel Zweck hatte, die Beine anzuziehen, damit sie nicht ins Wasser kamen — von oben wurde man ebenso naß. Als es dunkel war, zogen wir in die in gleicher Höhe liegenden Villen am Strand, um dort die Nacht zuzubringen. Sie waren nicht verschlossen, denn die Bewohner sind selbstverständlich in dieser Jahreszeit zum Teil überhaupt nicht mehr hier, die andern waren geflüchtet. Ein eigenartiges Gefühl, so mit möglichst wenig Licht in den großen dreistöckigen Häusern herumgukketten, die mit ihren zahllosen Betten unsern Leuten erwünschte Unterkunft gaben. Die Zimmer an der Seeseite wurden von uns verschlossen, — denn draußen in der Ferne gondeelten einige Torpedoboote unaufhörlich auf und ab.

Die Häuser, die wir beziehen, werden von uns, wie unsere Leute sagen, genau „revendiert“ auf die Anwesenheit von Spionen

Die Kämpfe in der Nordwestecke.



Ein bei Dignuiden erbeutetes französisches Geschütz mit Munitionswagen.

u. dergl. Manchmal tun einem die Villenbesitzer leid, durch deren Behausung treppauf treppab die schmutzigen Soldatenstiefel gehen — aber es ist doch noch ein Unterschied, ob in einem Bau deutsche Soldaten waren oder französische oder englische. Natürlich, die Türen sind überall erbrochen, wenn nicht ein Schlosser im Ort bei der Hand ist, der sie gegen Bezahlung mit dem Dietrich öffnet und beim Abmarsch wieder verschließt, aber es bleibt doch Ordnung in den von uns benutzten Wohnungen. Die andern zerfallen alles und bedecken

wir, es käme nur vom Regen, der unaufhörlich rieselte. Aber es wurde immer nasser: Die Verbündeten hatten einen Damm durchstoßen und die ganze Gegend unter Wasser gesetzt. Wir waren so schon reichlich alle naß, denn es gab zahllose Gräben zu überspringen und es war keiner von uns, der im Dunkeln nicht in einem bis an den Bauch dringefressen hätte. Vor uns hatten wir einen von etwa 8 Meter Breite, der uns am meisten aufgehalten hatte, weil wir erst von den Pionieren Laufstege vorbringen lassen mußten.

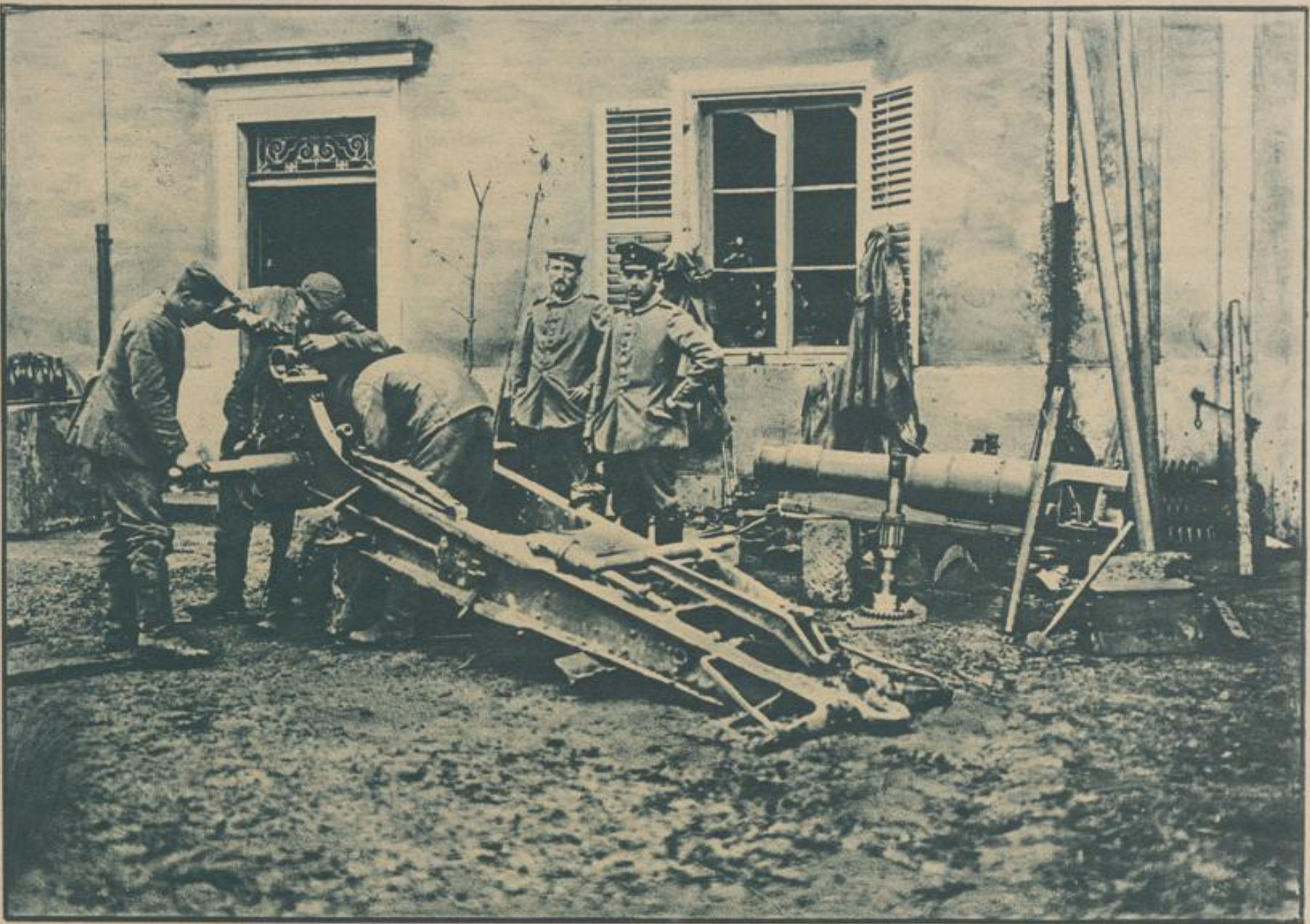
Nun lief das Wasser unaufhörlich über uns her — da hieß es, schleunigst die gefährliche Gegend räumen. So kamen wir im Dunkeln in eine trocknere Gegend, wo wir in älteren Schützengräben zwei Tage lagen und froren, während unsere Sachen uns auf dem Leibe trockneten. Feindliche Strand- und Motorbatterien feuerten ununterbrochen zu uns herüber. Unser Angriff wird jetzt auf einer anderen Stelle konzentriert, während unsere Division von hier bis zur Küste abschließt.

Die Belgier fangen übrigens an, den Engländern etwas böse zu werden, denn sie haben ihnen viele schöne Dörfer von den Schiffen aus völlig zerstört. Ich bin über Felder gekommen, die überfüllt waren mit Granatzündern, Geschosshöfen und Sprengstücken. Der Boden weit und breit aufgewühlt und überall liegen die Rinderherden verendet umher und fangen an, die Luft zu verpesten. Wenn's hier gelingt, werden die Herren Verbündeten an der Aisne sich umsehen müssen, wo die besten Wege rückwärts sind. P. K.



Rast auf der Straße eines Dorfes am Yserabschnitt.

Spezial-Photos.



Unsere Artilleristen reparieren ein erbeutetes feindliches Geschütz.

Reichiger Presse-Bureau



Während der Schlacht. Eine Kompanie in Deckung wartet auf den Befehl zum Vorgehen.

Spezial-Photo.

Die Gärung in Mittelasien.

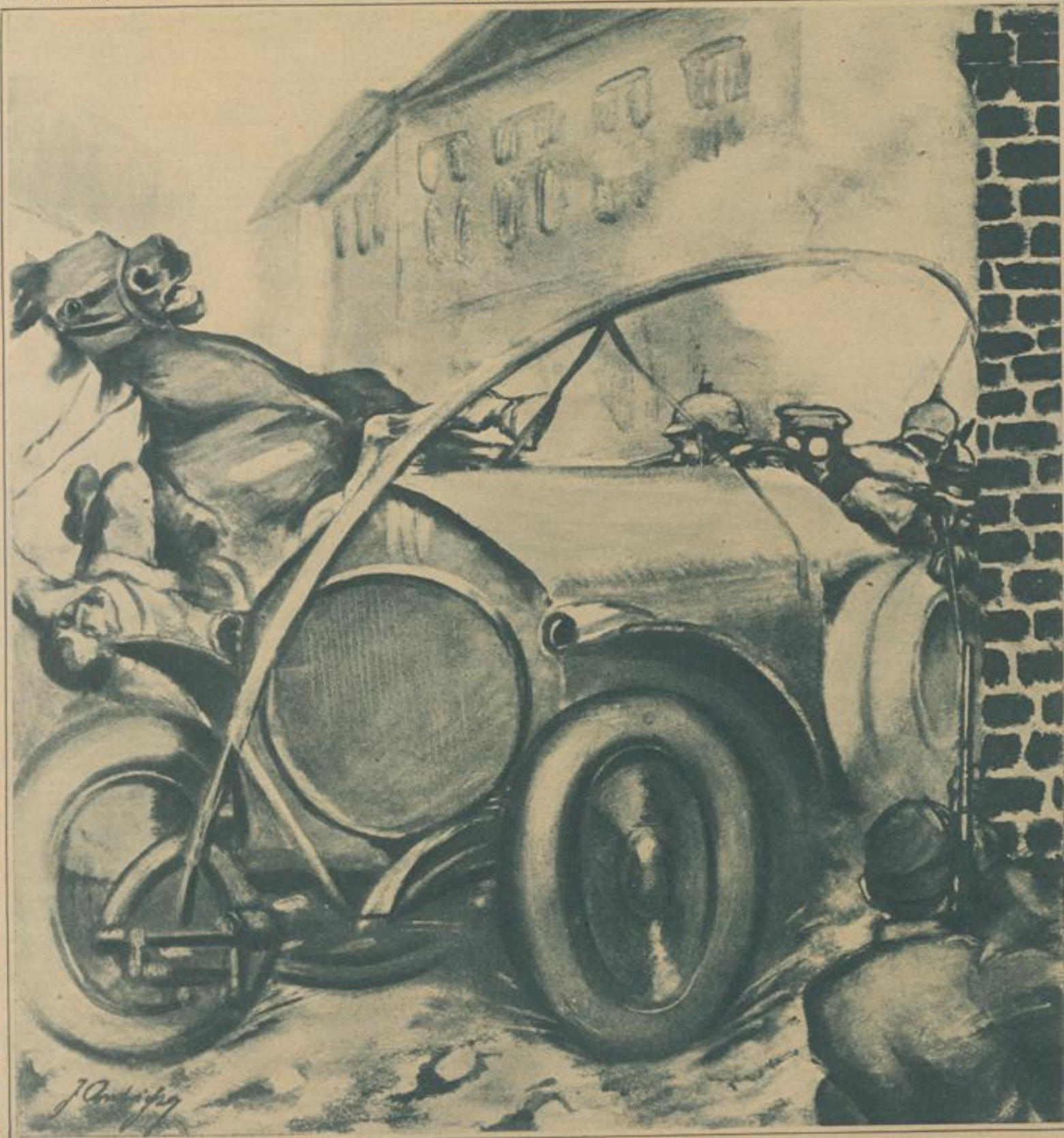
Zwischen den russischen Grenztruppen und den persischen Stämmen ist es verschiedentlich zu Kämpfen gekommen. Die Russen haben in der Nähe von Urmia die Perser geschlagen und ihnen Geschütze und Gefangene abgenommen. Es scheint immer mehr sich die Ueberzeugung in Persien Bahn zu brechen, daß jetzt der Moment gekommen ist, die russische Anwesenheit abzuschütteln und die Russen über die Grenzen zu jagen. Nicht nur einzelne Stämme erheben sich. Der Emir von Afghanistan soll eine Armee von 170 000 Mann mit 135 Geschützen an die Grenze haben marschieren lassen. Indische Grenzstämme hätten sich angeschlossen. Nach einer andern Meldung heißt es wieder, die persische Regierung habe strikte Neutralität erklärt. Die Ereignisse nehmen aber ihren Lauf. Der russische Ministerrat tut nichts, um die Perser zu beschwichtigen. Er hat die Forderung der persischen Regierung, die russischen Truppen aus Persien abzurufen,



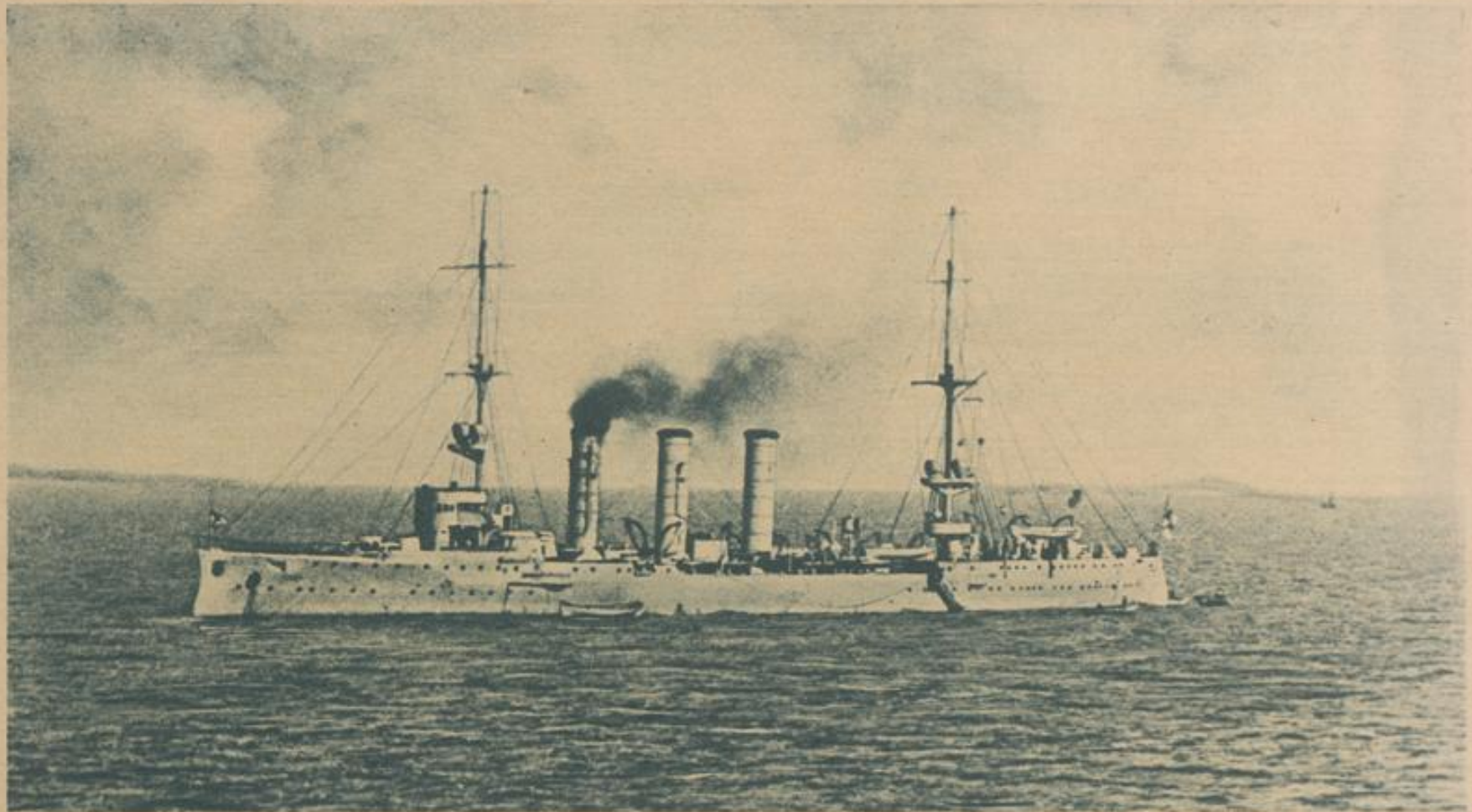
Persische Nomadentypen.

Phot. G. Ulrich.

abgelehnt und damit die persische Neutralität verletzt. Eine aufgefangene Korrespondenz zwischen dem russischen Geschäftsträger und der Petersburger Regierung hat erwiesen, daß Rußland bereits den Befehl zum Vormarsch auf Teheran gegeben hat. Die Bevölkerung Persiens dürfte diesmal im Ziel ihrer Wünsche, das Land von dem russischen Machthaber zu befreien, einig sein. Das will umso mehr heißen, als sonst ständig Zwiste herrschen, die mit den Waffen ausgetragen werden. Der klimatische Charakter des Landes bringt es mit sich, daß ein großer Teil der aus etwa 12 Millionen bestehenden persischen Bevölkerung ein Nomadenleben führt. Diese Stämme haben ihre bestimmten Bezirke und wenn einer über die Grenzen hinausgeht, kommt es zu schweren Kämpfen. Unser Bild zeigt echte persische Nomadentypen. Die Perser sind sehr tapfere Soldaten und wenn einmal die Gärung das ganze Land ergriffen haben wird, dürfte es mit der Russenherrschaft zu Ende sein.

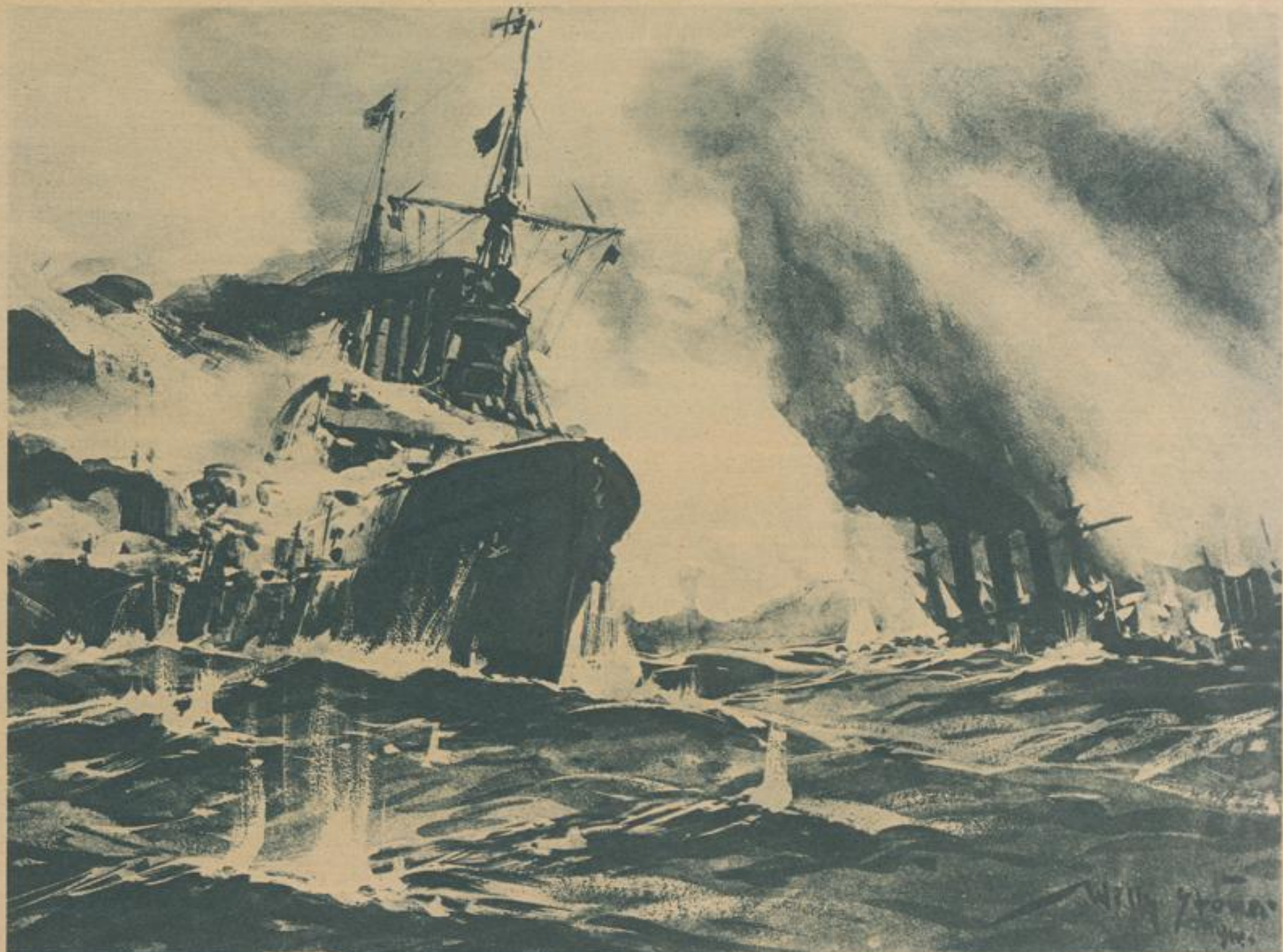


Deutsches Militärauto bei der Durchfahrt durch ein feindliches Dorf.
Nach einem tatsächlichen Vorgang gezeichnet von Andrießen (Köln).



Nutzen v. Prof. Marx (Frankfurt a. M.) auf der See v. England.

Der Heldentod unserer „Emden“.



Die Seeschlacht an der chilenischen Küste: Ein deutscher Kreuzer feuert eine Breitseite ab.
Nach einer Originalzeichnung von Professor Willh Stöwer.

Der Kirchspielvogt von Schlichtingen

Roman von K. von der Eiden

Nachdruckrecht geschützt durch
Carl Möller u. Co., Berlin W. 15

(12. Fortsetzung.)

Die Tage zuhause verliefen ziemlich trist. Mit den Mädeln war nichts los, und Wulff Jessen war ein Arbeitstier geworden. Mutter und Großmutter hatten nur Sinn für ihre kleinen Sorgen. Er kam diesmal nicht einmal dazu, Weg ein bißchen den Hof zu machen. Die sah von früh bis spät über ihrer Arbeit.

Es war diesmal einfach scheußlich zu Hause.

So betrachtete er die Abreise nach Hamburg fast wie eine Erlösung.

Eines Abends, es fing eben an zu dämmern — Wulff war allein — da pochte es leise an die Tür des Büros. „Tid, tid, tid“. Als ob ein Kinderfinger anklopfte. Als sich dann auf sein „Hörst du?“ die Tür nicht öffnete, ging er selbst. Da stand Weg vor ihm, das Antlitz voll heißer Angst.

„Herr Jessen, ich sein sehr niedrig geschlagen. Lall sein sehr eigentümlich. Ich geh weinen!“ Sie schluchzte.

Dann gehen Sie doch weinen! wollte Wulff sagen. Er fragte aber nur: „Was ist passiert?“

„Ich weiß es nicht. Ich sein voll von Angstlichkeit. Sie sein mit der Herr Rissen, schon viele lange Zeit. Ihre Auge sein voll von Traurigkeit. Ich geh weinen.“

Jetzt ging sie wirklich weinen. Er hörte sie laut schluchzen.

„Albern, kindisch, als ob ein zehnjähriges Kind weint“, dachte er zornig. Sie kam zurück mit roten Augen.

„Wo... ist mein Handtuch?“ Sie meinte ihr Taschentuch.

„Ich weiß es nicht, — lassen Sie mich in Ruhe!“ sagte er so hart und laut, daß sie erschrocken entwich.

Es ließ ihm aber doch keine Ruhe. Er packte seine Sachen zusammen und ging hinaus.

Es war ein windiger Abend. Nach dem Kalender mochte es noch Winter sein. Aber schon ging heimlich der Frühling um. Noch lag hier und da eine Schneeschicht auf den Wiesen, aber darunter grünte es schon. In den Gräben schwammen noch Eiszücker, schmutzgrau mit weißen Rändern. Das Wasser war blank, und zwischen den wolken Dinsen sprokete frisches Grün.

Wo war Lall? Ging sie nicht drüben auf dem Landweg mit Geert Rissen? Sie war ja verlobt, was ging sie ihn an? Das Beste war, er lehrte um. Lall war ja in dem Schutze ihres Bräutigams. Wer war er, daß er sich von einem Kinde wie Weg schiden ließ?

Ein merkwürdiges Brautpaar, die da drüben. Sie gingen nicht Arm in Arm. Bald gingen sie nebeneinander — bald standen sie still. Sie lehrte um — er folgte ihr, stieß sie ihn zurück. Jetzt lehrte sie wirklich um mit raschen Schritten. Er stand noch eine ganze Weile, ehe er ging.

Wulff sah es trotz der Dunkelheit, die hereinbrach, wie ihr Kleid sich im Winde straffte. Es war kein Wetter zum Ausgehen. Aber für das sein ordentliche Spazierengehen war Lall ja nie gewesen.

Wulff blieb an der Wegkante stehen. Er war noch immer unentschlossen, ob er vorwärts gehen oder um-

kehren sollte. Da sah er Lall näher kommen. Sie ging mit raschen, ungleichen Schritten, Geert Rissen drüben ging viel langsamer.

Jetzt wartete Wulff doch. Aber fast wäre sie an ihm

Rissen seinen Ring zurückgegeben. Jetzt hält mich nichts mehr hier. Die Heimat ist totes Land für mich.“

Ign durchfuhr blitzgleich ein Gedanke. Wenn er sie jetzt in seine Arme nähme und mit ihr davonginge — weit — weit fort übers Meer? Er besaß nicht viel, aber im Auslande war schon mancher durch Fleiß und Energie hochgekommen. Für ein solches Weib konnte ein Mann Unmögliches vollbringen.

Sie sehen mich an, Wulff Jessen, als ob ich irre redete. Nein, es ist Wahrheit. So bin ich. Er will seine Heimat, seine Eltern, alles verlassen, will mit mir auswandern nach Amerika. Ich soll seine Frau werden. Er will arbeiten für mich. Ist das nicht ein Glück, das die Tochter des Buchhändlers ihm auf den Knien danken müßte? Sehen Sie, ich — ich habe es ausge-
schlagen.“

„Lall —“ er vertrat den bitteren Ton in ihrer Stimme nicht — „Sie wollten Ihre Mutter nicht verlassen.“

„Nein — daran habe ich gar nicht gedacht. Es ist die reinste Selbstsucht. Es ist das Grauen vor der ungewissen Zukunft, vor Armut, Entbehrungen, harter Arbeit. Verachten Sie mich doch, Wulff Jessen! Sehen Sie, das ist der Charakter der Hellmanns. Sie suchen nur den Genuß des Lebens, wo Armut und Elend wohnen, machen sie einen Vogen. Auf seinem Hofe hätte ich gern an seiner Seite regiert, hätte Reichtum und Ansehen mit ihm geteilt. Aber in die Armut kann ich ihm nicht folgen. Pfui!“

„Aber liebe Lall, Sie werden auch bei Ihrer Mutter künftig manches entbehren müssen.“

„Ich weiß... Sehen Sie, vor mir waren zwei Wege. Der eine führte in die Weite durch borniges Gestrüpp über Steine und Schmutz, dort ging es hinaus in Regen und Sturm, und der andere —“

der zeigte mir einen elenden Schlupfwinkel. Ich ziehe den Schlupfwinkel vor, wenn auch keine Sonne hineinscheint, wenn auch das Lager hart

ist. So ein armseliges Menschenkind bin ich.“

Sie dämpfte ihre Stimme, und während sie immer weiter ins dunkle Land hineingingen, sprach sie wie für sich: „Wenn er mich bei der Hand gefaßt und gesagt hätte: Komm mit! Ich wäre mit ihm gegangen, wogin er mich führte. Ich hätte mich nicht erst besonnen, denn ich vertraute ihm, und die Ferne mit ihrer Ungewissheit lockte mich. Aber dann erwog er die Einzelheiten. Gewiß, es war nötig zu wissen, was man zurückließ, was man mitnahm, wie man sich einrichtete. Er hatte alles wohl überlegt: die schlechtesten Kleider, die verbotenen Schuhe. Er ist sehr gründlich. Aber für mich paßt das nicht. Mir war es plötzlich, als blühte ich in eine Wiese, aus der ich mich niemals wieder herausretten konnte. Da trat ich zurück. Ich konnte nicht mit ihm gehen.“ Sie schöpfte Lust zu neuen Worten.

„So haben wir gekämpft mit einander mit Worten, die nicht die Liebe, sondern der Verstand uns eingab. Es war ein harter Kampf.“



Schlaf, Kindchen, schlaf!
Der Vater schlägt sich brav
Im Krieg mit den Franzosen rum.
Die „Reihige Bertha“ macht bumm bumm —
Schlaf, Kindchen, schlaf!

Schlaf, Kindchen, schlaf!
Der Ruff der Hindenburg tral.
Der jagt ihn in das Wasser rein,
Nun löst er wohl das Sengen sein
Schlaf, Kindchen, schlaf!

Wiegenlied.

Schlaf, Kindchen, schlaf!
Der Delle steht nur Schaf.
Er räubert in der Welt herum.
Doch diesmal geht sein Sache trumm —
Schlaf, Kindchen, schlaf!

Schlaf, Kindchen, schlaf!
Es liegt ein weicher Gras.
Der hat uns große Zeppis gebaut,
Da wird der Feind von oben gehaut
Schlaf, Kindchen, schlaf!

Schlaf, Kindchen, schlaf!
Es macht Gottes Straf.
Der schlägt die harten Feinde weid,
Schützt Vatern und das Deutsche Reich
Schlaf, Kindchen, schlaf!

Josef Scherel.

J. KENCK, FRANKFURT.

vorbeigegangen, ohne ihn zu sehen. Sie sah und hörte anscheinend überhaupt nicht. Es sah aus, als wollte sie abbiegen weiter ins Land hinein, wo es schon ganz finster war. Als er ihr den Weg vertrat, schreckte sie auf und sah ihn verstört an.

„Fräulein Lall!“

„Ach ja — Sie. Was wollen Sie?“

„Fräulein Lall, fehlt Ihnen etwas? Sind Sie krank?“

„Nein — weshalb sollte ich krank sein? Was sehen Sie mich an, als hätten Sie eine Wahnsinnige vor sich? Ich bin doch ganz vergnügt. Ich lache sogar. Haha!“

„Lall“, sagte er erschüttert, „es ist etwas vorgefallen. Vertrauen Sie mir doch!“

Sie atmete hoch auf.

„Sie wollen es wissen? Gut. Ich habe mich frei gemacht von einem Jugendtraum. Ich habe Geert

Sie schüttelte sich.

„Aber Sie haben doch gesiegt.“

„Nein, Wulff, es war kein Sieg. Es war ein erbärmlicher Rückzug. Nie wieder werde ich diese Niederlage überwinden. Glauben Sie mir, es hat mich noch niemals ein Mensch so klein gesehen. Ich habe in einer Stunde kalten Blutes die treue Liebe eines Mannes getötet.“

„Lall, Sie sind verzweifelt. Hoffen Sie doch auf die Zukunft. Sie sind noch jung.“

Sie lachte, und ihr Lachen erschütterte ihn noch mehr als ihre Worte.

„Hoffen? Das Hoffen habe ich verlernt in einer bittersten Stunde. Ja, die zuhause, die können hoffen. Die waren nicht dabei und hörten es nicht an, wie alles aufgedeckt wurde. Ich habe es vernommen Wort für Wort, Zahl für Zahl. Ich weiß noch alles — ich habe ein sehr gutes Gedächtnis. In dem kleinen Kontor stand ich, dicht an der Wand, und wenn mich nicht jemand an der Hand festgehalten hätte, ich wäre wahnsinnig geworden, ich hätte es in alle Winde hinausgeschrien, das Entsetzliche.“

„Lall, stützen Sie sich ferner auf diese Hand.“

Sie strich sich die losen Haare unter den Hut.

„Ach — Sie waren es. Ja ja, Sie waren mit immer ein treuer Freund. . . . Erinnern Sie sich noch, als Sie bei uns antraten? Ich wusste sogar Ihren Namen.“

„Ja, ich erinnere mich. Sie trugen ein dunkelgrünes Käppchen.“

„Mein Käppchen! Ach — das waren goldene Zeiten!“

Er führte sie, fast ohne daß sie es merkte, zurück.

„Kommen Sie, Lall, wir wollen nach Hause gehen.“

„Nach Hause? Nach der Vogtei meinen Sie, wo wir noch einige Tage aus Gnade wohnen dürfen.“

Sie wurde ruhiger. Als sie endlich in die Straße einbogen, war sie ganz still geworden.

Im weißen Hause brannte auf der Diele ein arm-seliges Flämmchen. Nuttchen hatte die Lampe heruntergeschraubt, um Petroleum zu sparen. Lall drehte sie hoch.

Wulff verfolgte besorgt ihr Tun. Sie sah prachtvoll aus. Die scharfe Lust und die seelische Erregung gaben ihrem Antlitz einen Ausdruck verhaltener Glut. Ihre Lippen waren dunkelrot. Unter der weißen Haut sah man das rote Blut kommen und gehen. Nein, sie war nicht dazu geschaffen, schlechte Kleider zu tragen und um ein kärgliches Brot zu arbeiten. Wenn ihr Vater gleich Zuchtshausler war wie der seine — sie blieb ihm doch unerreicht hoch und fern.

Lall wandte sich zu ihm.

„Ich will noch etwas packen. Nächste Woche ziehen wir ja.“

Werkwürdig fremd klang ihre Stimme, als ob sie durch ein Sprachrohr zu ihm spräche. Sie nickte ihm zu, aber ihre Augen blickten an ihm vorbei.

So trat sie ins Wohnzimmer, wo bei ihrem Eintritt alle aufblickten. Mit müder Gebärde legte sie einen goldenen Reis auf den Tisch.

„Meine Verlobung mit Geert Rissen ist aufgelöst.“

„Aber warum denn?“ fragte Nuttchen.

„Warum?“ Lall zuckte mit einem bitteren Lächeln die Achseln. Sie ging hinaus, ohne auf die Frage zu antworten.

„Ich verstehe es nicht.“ sagte Nuttchen. „Wo wir bald alles für die Aussteuer zurecht haben! Ich hatte mich so auf die Hochzeit gefreut.“

Nuttchen nahm den Ring, wickelte ihn sorgsam in Papier und verwahrte ihn in einem Schächtelchen.

Meg schlüpfte hinaus. Sie sah Lall in ihrem Zimmer am Fenster stehen, aber sie getraute sich nicht an sie heran. Lall hatte einen Ausdruck in ihrem Gesicht, der sprach: Komm nicht an mich heran.

Zwanzigstes Kapitel.

Hellmanns hatten eine nette Wohnung in der Stadt bekommen in der Krämerstraße. Die Wohnung war wirklich sehr nett. Eine Köchler versicherte es Nuttchen und die wiederholte es ihrer Tochter.

Als die Möbel endlich auf ihrem Platz standen und die Gardinen an den Fenstern hingen, war es fast wie in Schlichtingen. Nur daß die Fenster hier statt auf den weiten Marktplatz auf die ziemlich enge Straße gingen. Ein kleiner Rosenstock war auch an dem Hause, der konnte noch werden.

Die Wohnung war etwas enger. Dafür hatte man es aber sehr bequem. Der Schlachter wohnte gegenüber, nebenan der Bäcker und auf der anderen Seite war ein kleiner Laden mit Band, Zwirn und Wollwaren. Das waren alles sehr nette Leute. Die Milchfrau kam jeden Morgen ins Haus und brachte mit der Milch und Butter zugleich die Neuigkeiten. Sie nahm großen Anteil an dem Geschick der Damen.

Punkt acht Uhr kam die Morgenfrau. Madame nannte sie nur die liebe Frau Höhnke und Nuttchen behauptete, sie wäre eine Perle. Ihr Mann war Kloppe-macher. Die Milchfrau vertraute es Nuttchen an, daß ihr Mann etwas auf dem Kerkholz habe, aber der Frau konnte sie nichts nachsagen, beim besten Willen nicht.

Madame und Nuttchen gewöhnten sich sehr rasch an die Veränderung. Sie kannten das Leben in der Kleinstadt von früher her, und es wurde ihnen bald wieder vertraut.

Auch Meg schien sich hier ganz wohl zu fühlen. Sie besuchte jetzt eine Handelsschule, wo sie Stenographie und Schreibmaschine lernte, und sie war unermüdlich tätig.

Lall folgte ihrem Beispiel, wenngleich mit innerem Widerstreben. Sie fühlte sich in den Stadtmauern unglücklich. Die Stuben erschienen ihr zu klein und dunkel. Die Wände erdrückten sie schier. Sie lief durch die Stuben in die Küche, auf die Diele und von da auf den Hof. Da stand sie vor ein paar hohen Mauern und mit einem Schauer zog sie die Tür wieder zu.

Den Besuch der Handelsschule gab sie schon nach einigen Wochen auf.

„Ich halte es nicht aus“, sagte sie. „Ich denke nur noch in Buchstaben. Sie tanzen mir vor den Augen. Sogar nachts träume ich in Schreibmaschinenschrift.“

„Gibt es denn keine anderen Berufe?“ fragte Nuttchen schüchtern.

„Ich würde keinen, der für mich paßt. Könntest Du mich Dir vorstellen als Verkäuferin oder Nähmamsell? Ich möchte wohl arbeiten und ich könnte es auch. Aber ich müßte ein Arbeitsfeld haben, wo ich herrschen könnte. Ich möchte ein großes Unternehmen leiten, möchte vor vielen Menschen stehen. Ich kann und will nicht ein Glied an einer Kette sein.“

„O, ich weiß etwas für Dich. Du müßtest eine Stellung auf einem großen Gute annehmen.“

„Denkst Du denn, daß mich ein Gutsbesitzer in seinem Hause aufnimmt?“

„Warum nicht? Du bist doch eine gute Erscheinung und hast viel gelernt und Kleider hast Du auch.“

„Ja warum nicht?“ wiederholte Lall mit einem selbst-samen Ausdruck ihres Gesichtes.

Die Mutter und Großmutter lebten still in ihrem engen Kreise dahin und entfernten sich in ihrem Denken und Tun immer weiter von ihrer Tochter.

Sie besorgten die Wirtschaft. Ach, was gab es da nicht alles zu tun! Man war es von jeher gewohnt, alles blickblank zu haben. Die Morgenfrau tat doch nur die groben Arbeiten. Da gab es noch hunderterlei Kleinigkeiten zu tun. Selbst Madame suchte ihre alten Küchenschürzen hervor und polierte mit zitterigen Händen die Rippes auf den blanken Kuchbaummöbeln.

Von Jens Hellmann kamen öfter Briefe. Die Klagen immer sehr stolz und zuversichtlich. Wenn er nur erst frei war, dann wollte er den Leuten schon zeigen, daß man ihn nicht biegen und brechen konnte. Nach solchen Briefen bekam Nuttchen immer neuen Mut. Er erkundigte sich auch nach den Kindern und ließ Meg und Wulff grüßen.

Zweimal in der Woche kamen sie mit Köchlers zusammen: einmal bei ihnen, das andere Mal bei Köchlers. Man spielte Karten und reichte Tee und kleines Bodwerk dazu. Meg war immer dabei. Lall mochte keine Karten leiden.

Sonntags ging man in die Kirche. Ab und zu besuchte Pastor Krüger sie auch mal. Nach und nach fanden sich noch einige alte Freundinnen Madames ein. Mittwochs gingen sie ins Pastorat zum Missionsabend. Dort nähte man grobe Hemden für arme alte Frauen. Dazu gab es eine Tasse Tee, und die Frau Pastor las aus einem guten Romanbuche vor.

So lebten sie sich ein, und wohin sie kamen, begegnete man ihnen mit großer Rücksicht und Teilnahme.

Anders war es mit Lall. Sie war wie eine Gartenblume, die man in einen Topf verpflanzt hat. In dem Treibhaus einer großen Stadt hätte sie sich wohler gefühlt. Die Stadt war zu klein, und sie war eine zu auffallende Erscheinung, als daß sie hier hätte untertauchen können. Wohin sie kam, folgten ihr die Blicke, bestete sich ihr der Klatsch an.

Mit der alten Madame, deren stille Vornehmheit die Herzen rührte, und der netten Frau Vogt, die selbst in die Läden ging und jedermann in ihr Vertrauen zog, fühlte man Teilnahme. Meg in ihrer Einfachheit und Zurückhaltung wurde wenig beachtet, aber die prächtige Mädchengestalt Lalls sah man mit scheelen Augen an. Sie war schön, elegant, stolz; weshalb sollte man sie bedauern?

Lall verstand es nicht, in vertraulicher Freundlichkeit zu den Leuten zu reden. Sie konnte sich auch nicht scheu in eine Ecke drücken und unscheinbar aussehen wie Meg. Das einfachste Kleid stand ihr wie ein Festgewand. Ihre Haltung war die einer Fürstin. Wohin sie kam, stellte sie alle anderen Damen in den Schatten. Das verzog man ihr nicht. Außer Meg, die wie ein treues Hündchen an ihr hing, hatte sie keine Freundin. Sie wurde zu keinem Vergnügen eingeladen.

Manchmal, wenn ihr die Wohnung zu eng ward, daß sie meinte, sie müßte auseinander schlagen, eilte sie hinaus ins Freie. Es waren immer mehrere Straßen zu durchqueren, ehe sie an die Chaussee kam. Hinter sich hörte sie flüstern:

„Das ist die Tochter des Kirchspielsvogts von Schlichtingen. Er sieht. Wie sie sich wieder herausschafft hat.“

(Fortsetzung folgt.)

Alter deutscher
Cognac

Asbach „Uralt“

Rüdesheim
am Rhein

Tiefdruckpapiere - Kartons

liefert billigst

Jaeger'sche Papierhandlung

C. Götsch & Cie., Frankfurt a. M., Domplatz.

Feldpost-Briefe

Schokolade u. Pfefferminz 85 Pfg.
Schokolade bitter . . . Mk. 1.10

Gebr. de Giorgi
Liebfrauenstraße 3.

**Dokumenten-
Ordner**

unentbehrlich

mit
12 Karton-Taschen 58 x 27 M 5.75
8 Leinen- „ 35 x 24 „ 4.50
12 „ „ 35 x 27 „ 12.—
Die Ordner sind beliebig aus-
dehnbar u. m. lsh. Verz. versehen.
Lieferung gegen Nachnahme
oder Voreinsendung d. Betrages
Wilhelm Büttel, Hofl.
Frankfurt a. M., Coethestr. 25.

**Der
große Krieg**

Eine Chronik von Tag zu Tag
Urkunden, Depeschen
:: und Berichte ::

der
Frankfurter Zeitung,
Frankfurt a. M.
Alle 14 Tage ein Heft.
Preis 40 Pfg.

Heft V ist erschienen
Bestellungen nehmen alle
Postanstalten in Deutsch-
land entgegen.
Preis 80 Pfennig monatlich
für 2 Hefte oder 2.40 Mark
vierteljährlich für 6 Hefte.

Carl Klippel Kaiserstr. 75
nächst Hauptbahnhof.

Besuchskarten Familien-Anzeigen

Briefpapiere Füllfederhalter

Feldpost-Packungen

Kollegbücher

Fernsprecher
Amt Hanfa
540 u. 6540.





Phot. N. Mengendorff, Berlin.
Graf Haefeler vor seiner Dorfwohnung in Apremont
mit den Herren des Stabes der . . . Armee.

Graf Haefeler in der Front.

In einem holländischen Blatte finden wir einen hochinteressanten Bericht, in dem der Bildhauer Arnold Rodberg, gegenwärtig Ordonnanzoffizier des Grafen Haefeler, das Leben des greisen Feldmarschalls in der Front schildert. Generalfeldmarschall Graf Haefeler hat eine Unerlöschlichkeit, so heißt es da, die erstaunlich ist. Beinahe hat es den Anschein, als wollte der Marschall den Beweis liefern, daß das Geschlecht von 1864/66 und 70/71 an Unerlöschlichkeit und Todesverachtung wohl erreicht, aber nicht übertroffen werden könne. Es ist wiederholt vorgekommen, daß er zu Pferde Zeuge von Infanterieangriffen war. Während rechts



Phot. Sennett, Berlin.
Der Stab einer Armee im Westen.

und links die Schützenlinien von einer Deckung zur anderen sprangweise und in gebückter Haltung vorgingen und dabei doch noch ziemlich schwere Verluste hatten, blieben der Marschall und seine Begleiter, deren Silhouetten dem Feind aus der Ferne deutlich sichtbar waren, wie durch ein Wunder unversehrt, obwohl die Franzosen mit Maschinengewehren auf sie schossen. Er ist auch an den Laufgräben, in denen die Infanterie tief



Phot. N. Groh, Berlin.
Erste Feldaufnahme des Generaloberst v. Hindenburg.

eingegraben in Deckung liegt, öfters im Schritt entlang geritten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Haltung eines hohen Offiziers bei den Truppen Begeisterung erwecken muß. In der ganzen Front ist es ein allgeheim verbreiteter Aberglaube, der Graf sei kugelfest, wie es die Heere des 17. Jahrhunderts häufig von ihren Führern glaubten. Man könnte beinahe sagen, die Truppen sähen den Grafen als eine Art Talisman an, dessen Anwesenheit allein schon den Erfolg verbürgt.

In den ersten Tagen des Krieges war Graf Haefeler übrigens Gegenstand eines raffinierten Angriffs. Ein Dorf lag mitten in der Gefechtslinie. Rechts und links von dem Dorfe marschierten starke Infanteriekolonnen auf, auf die der Feind mit Geschützen feuerte, während das Dorf selbst nicht im Feuer lag. Graf Haefeler hatte



Phot. N. Groh.
Die neuen Kämpfe im Osten: Deutsche Truppen machen auf einem Eilmarsch kurze Rast in einem russischen Städtchen.

auf der dem Feinde zugekehrten Dorffseite unter einem prächtigen alten Buchbaum im Schatten auf einem Stuhl Platz genommen, den man aus dem nächsten Hause geholt hatte und von da an beobachtete er das Gefecht. Plötzlich bemerkten die Offiziere seiner Umgebung eine Granate, die geradezu auf den Buchbaum zuslog und in 200 Metern Abstand einschlug. Kurz darauf kam ein zweites Geschoss, aber diesmal nur 100 Meter zu kurz. Graf Haefeler, den man hierauf aufmerksam machte, glaubte die Zieländerung einem Zufall zuschreiben zu können. Als nun aber eine dritte Granate in kaum 50 Metern Abstand kreperte, sagte er: „Meine Herren, die übernächste wird den Buchbaum treffen.“ Als nun die nächste ganz in der Nähe einschlug, stand er auf und ging langsam zur Seite. Unmittelbar darauf schlug ein Treffer dicht bei dem Baum ein. Tags darauf stellte sich heraus, daß der Maire der Ortschaft eine Telefonverbindung mit den französischen Linien gehabt hatte. Er gab zu, daß er der feindlichen Artillerie mitgeteilt habe, daß „le château municipal“ unter dem Baume saß.

So wenig Graf Haefeler sich um sich selbst bekümmert, so sehr ist er jedoch auf das Wohlfühlen anderer bedacht. Bei einem der ersten Gefechte wollte der Graf durch ein Dorf reiten, das die Franzosen verlassen hatten und durch das bereits deutsche Schützen hindurchgezogen waren. Vor dem Dorfsingänge machte ihn ein verwundeter Offizier darauf aufmerksam, daß die Dorfbewohner aus Kellern und hinter Fenstern hervor mit Schrot schossen. Der Marschall bedankte sich, ließ sich aber nicht davon zurückhalten, durch das Dorf hindurchzureiten, und wunderbarerweise kam er unbeschossen zu dem anderen Ausgange. Darauf begegnete Graf Haefeler einer von der anderen Seite kommenden Mannenpatrouille. Er ging geradezu auf den führenden jungen Leutnant zu



Die Vergeltung für die Deutschenverfolgung in England.
Die ersten Engländer werden nach Ruheleben gebracht.



Diese Photographie, die ein englischer Offizier gemacht hat — sie stellt offenbar eine Essensverteilung vor — wurde in einer von den Deutschen eroberten Stellung gefunden.

und sagte ihm: „Kamerad, bitte nicht hindurch, sondern um das Dorf herum zu reiten. Der Umweg ist unbedeutend. Die Bewohner des Dorfes schießen und Sie würden in Gefahr geraten.“

Wenn Haefeler nicht die Zeit dazu fehlt, bemüht sich der Graf mit besonderer Sorge und Güte um die Verwundeten. Er hat selbst mehreremale auf dem Schlachtfelde mitten im Feuer dafür gesorgt, daß Schwerverwundete durch Krankenträger abgeholt, verbunden und gelabt wurden. Wenn einmal kein Verbandzeug zur Verfügung war, gaben er und seine Begleiter ihre Taschentücher, und mehreremale hat er seine Offiziere ausgesandt, um ärztliche Hilfe zu holen. Es erregt Bewunderung, wenn man sieht, wie der Marschall trotz seiner beinahe 80 Jahre noch unermüdlich zu Pferde sitzt, wie der jüngste Offizier. An manchen Tagen hat er nicht weniger als 14 Stunden zu Pferde zugebracht. Seine Forderungen sind, was die Verpflegung angeht, so einfach wie möglich. Einmal, als ihm und seinen Offizieren ein allzu zähes Huhn vorgesetzt wurde, sagte er lächelnd: „Meine Herren, ich hätte doch besser getan, dies Hühnchen schon 1870 aufzuheben.“



Wie man die feindlichen Flieger täuscht — schwere Haubitzen aus Tonnen und alten Handwagen.

Leipziger Presse-Büro.



Die Nieuperter Landungsbrücke, die 1½ Kilometer lang ist und 300 Meter in die See hinausführt.

Nach einem Gemälde von Professor Friedrich Ernst Morgenstern, Frankfurt a. M.

Von dem Maler kamte auch das Nieuperter Fährbild in Nr. 46.

SCHWARZE PERLEN

Kriminalroman von August Weiß

(12. Fortsetzung).

„Schon gut,“ lächelte Doktor Hoffmann. „Die Sache ist erledigt, sprechen wir nicht weiter darüber. Der Herr Oberleutnant wird morgen um zehn Uhr vormittags das Geld haben.“

Mary griff, sich erhebend, nach der Hand des Freundes und drückte sie fest.

„Ich danke Ihnen. Ich habe gewußt, daß ich mich nicht vergebens an Sie wenden würde. Und nun, bitte, lieber Doktor, Leo wartet unten — Aber lieber Doktor! Ich bitte, vergessen Sie um Gottes willen nicht: Leo darf unter keinen Umständen wissen, daß die Sachen mit meiner Hilfe geordnet worden sind, sonst ist alles verloren!“

„Ich verstehe, mein Kind, seien Sie unbezorgt!“

Der alte Freund erwiderte den Händedruck warm und wendete sich. Dann fiel die Tür hinter ihm ins Schloß.

Mary sank mit einem Seufzer der Erleichterung in einen Fauteuil. Wenn Doktor Hoffmann die Angelegenheit in die Hand nahm, dann war sie auch geordnet. Darauf konnte sie sich verlassen. Und Zeit gewonnen — alles gewonnen!

Die taghell erleuchteten, mit grünem Reisig und Farnen geschmückten Säle des „Hotel Europe“ füllten die Gäste des Rennballs. Eine tiefgehende Überraschung bot es, als Oberleutnant Baron Walden in Gesellschaft seiner Eltern und der Familie Rodenstein im Saale erschien. Von allen Seiten streckte man ihm die Hände entgegen, und freudig klang das „Servus Walden!“ Mary war ganz stolz, ihn derart im Mittelpunkt der öffentlichen Aufmerksamkeit stehen zu sehen.

Den Damen wurden auf der Estrade Plätze angewiesen und dem Oberleutnant ein bequemer, weichgepolsterter Fauteuil hingeshoben. Marys Blicke flogen über die Gesellschaft. Man sah ihr an, daß sie im Innern nicht so ruhig war, als sie zu sein schien. Ihr sonst so blaßes Gesicht war leicht gerötet, aber unter den Augen lagen bläuliche Schatten. Manchmal grub sie ihre Zähne in die Unterlippe.

„Baronin, Sie scheinen jemand zu suchen?“ sagte Walden.

„Ja — das heißt, ich habe vorausgesehen, Hella hier zu finden,“ antwortete Mary. „Ich wundere mich, daß sie noch nicht da ist.“

Hierauf schwiegen beide.

„Ist Doktor Burmser schon hier?“ fragte Mary nach einer Weile.

„Ich seh' ihn nicht,“ antwortete Leg. „Interessiert Sie das so sehr?“

„Wo nur der Franz steckt, möcht' ich wissen!“ wandte sich der alte Baron an seine Tochter. „Den ganzen Nachmittag hab' ich ihn nicht gesehen!“

Ungefähr eine halbe Stunde war vergangen.

Mary machte am Arme des Oberst Walden einen Rundgang durch den Saal und die Anlagen, um Burmser zu finden. Es war vergebens, der Kommissär war nirgends zu entdecken.

Die junge Frau begann unruhig zu werden.

Was hatte das zu bedeuten? Der Kommissär fehlte und Franz auch. Es mußte sich etwas Wichtiges ereignet haben, daß Doktor Burmser so lange ausblieb.

Als Mary an der Seite des Oberst wieder auf die Estrade zuschritt, traten gerade neue Ballgäste ein. Es waren die Erwarteten: Doktor Hoffmann, der Hella am Arme führte, und Doktor Burmser.

„Da sind sie schon!“ rief Mary und bat den Oberst, sie zu den Eintretenden zu führen.

Die Begrüßung war nicht von herzlichster Freude. Hellas Antlitz war bleich. Sie schien noch unter dem Eindruck großer Aufregungen zu stehen. Stumm reichte sie Mary die Hand.

Auch das Gesicht des Advolaten hatte einen ungemein ernsten Ausdruck. Doktor Burmser allein schien nicht verstimmt zu sein. Es lag etwas wie Befriedigung auf seinen Zügen.

„Warum kommt Ihr so spät? Ich habe Euch schon mit Ungeduld erwartet,“ wandte sie sich an Hella.

Die Lippen Hellas zuckten nervös.

„Wir sind — durch — Besuche aufgehalten worden,“ antwortete Hella zögernd.

„Ist etwas geschehen?“

Hella nickte nur stumm.

Das Mädchen beugte sich vor und flüsterte der Freundin zu: „Denk' Dir nur: Hans ist verschwunden! Hans — ist — ein Dieb! Ich kann es gar nicht glauben,

daß er es war, der die schwarzen Perlen genommen, wenn ihn auch Stephan im alten Turm beobachtet hat. Und wenn er jetzt verschwunden ist, mit den Perlen verschwunden ist, so wird sich die Sache schon irgendwie aufklären. Ich bitte Dich, Mary, schone ihn! Denk' an mich und meinen alten Vater, der zeitlebens ein Ehrenmann gewesen ist.“

„Du brauchst gar nicht zu bitten, Kind. Was in meiner Macht steht, wird geschehen. Ich werde dann gleich mit Burmser reden.“

Hella drückte dankbar die Hand der Freundin. Eine Last schien ihr von der Seele genommen zu sein. Nach einer Weile fragte Hella: „Warum trägst Du denn heute die Riviere und Deine schönen schwarzen Perlen nicht?“

Die Baronin blickte die Freundin erstaunt an.

„Du weißt doch, daß sie mir gestohlen wurden!“

„Ja, aber Du hast doch feinerzeit in Paris ein Duplikat davon machen lassen. Das hättest Du doch nehmen können,“ bemerkte hierauf Hella.

Die Baronin errötete.

„Ja, weißt Du,“ sagte sie stockend, „das Duplikat habe ich nach Paris zurückgeschickt. Aller Glanz der Steine war erloschen und auch die Perlen schimmerten nicht mehr. Es muß beigegeben werden.“

Mary stand rasch auf.

„Jetzt muß ich,“ sagte sie, „Hoffmann auffuchen. Ich habe eine wichtige Angelegenheit mit ihm zu erledigen.“



Der alte Advokat sah zwischen den beiden Jugendfreunden und plauderte. Mary trat zu den drei alten Herren.

Doktor Hoffmann sprang auf und wollte ihr seinen Platz anbieten.

„Nein, ich danke Ihnen, lieber Doktor! Ich bin gekommen, um Sie den beiden Herren zu entführen.“

Von Ihnen entführt zu werden, Baronin, ist mir gewiß nur ein Vergnügen! lächelte der alte Herr und bot der jungen Frau den Arm.

In einem der Seitenzimmer setzten sie sich an einen einsamen Tisch.

„Vor allem, lieber Doktor, was ist mit Leo?“ fragte Mary hastig.

„Ganz Genaues kann ich Ihnen noch nicht sagen,“ antwortete der Advokat. „Die Bettschulden betragen 16 000 Kronen. Diesen Betrag wird der Herr Oberleutnant morgen von mir erhalten. Ich fahre mit dem ersten Zug nach Wien, behebe den Betrag und bringe ihn im Laufe des Vormittags selbst heraus.“

Mary ergriff die Hand des Anwalts.

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor. Und nochmals, ich übernehme die volle Garantie!“

„Gut, gut,“ lächelte Doktor Hoffmann. „Aber mit der Begleichung der Bettschulden ist eigentlich nichts getan!“

„O, doch!“ fiel ihm Mary ins Wort. „Die größte Gefahr ist beseitigt!“

„Ja, ja, ich weiß: Spielschulden — Ehrenscheiden! Man muß auch etwas weiter denken. Mit sechzehntausend Kronen konnte ich dem Herrn Oberleutnant ausbilden. Aber die achtzigtausend oder hunderttausend Kronen, die der Herr Oberleutnant noch braucht, um flott zu werden, für die kann ich, so sehr ich es bedauere, nicht aufkommen.“

„Ja, lieber Freund, davon kann keine Rede sein. Das könnten wir ohnedies unter keinen Umständen annehmen. Darum handelt es sich auch im Augenblick noch nicht. Sagen Sie, wenn wir aber schon davon sprechen, wann müßte Leo diese achtzigtausend Kronen haben?“

„Bis längstens 1. September. Also in ungefähr drei Wochen.“

Mary überlegte einen Augenblick, dann sagte sie in bestimmtem Tone:

„Herr Doktor, bitte, wenn Sie morgen mit dem Herrn Oberleutnant sprechen, teilen Sie ihm mit, daß er bestimmt auf den Betrag rechnen kann.“

Doktor Hoffmann blickte überrascht auf.

„Das soll ich dem Oberleutnant sagen?“ fragte er. „Verzeihen Sie, mein Kind, aber ein Mann wie ich kann keine Versicherungen geben, ohne die Gewähr, sie auch halten zu können.“

„Ich sagte schon: Leo wird den Betrag haben —

Von wem?“

„Sie werden ihm das Geld überreichen.“

„Baronin, es tut mir leid, aber ich sagte schon, über derartige Summen kann ich nicht verfügen.“

„Nicht von Ihrem Gelde, ich werde Ihnen die Summe zur Verfügung stellen. Nur muß Leo glauben, daß es das Geld ist, daß Sie zu seinem Arrangement aufgetrieben haben,“ erklärte sie.

„Verzeihen Sie vielmals, Baronin, als alter Freund Ihres Hauses darf ich mir ja ein Wort gestatten. Ich kenne Ihre Verhältnisse genau. Woher wollen Sie plötzlich eine so hohe Summe nehmen?“

„Lassen Sie das nur meine Sorge sein, Doktor!“

„Nein, Baronin, das darf ich nicht! Sie sind unerfahren in Geschäftssachen, Sie werden sich da in Dinge einlassen, deren Tragweite Sie nicht beurteilen können.“

„Verbrechen Sie sich nicht den Kopf, Doktor. Ein Kind bin ich ja doch nicht mehr, wenn ich mich auch in Geldgeschäften nicht auskenne.“

„Baronin, ich bitte Sie, es ist wahrhaftig nicht zu dringlich, aber —“

„Also, um Sie zu beruhigen und wenn Sie es durchaus wissen wollen, lieber Doktor, ich habe mich einer Freundin eröffnet, einer Frau, der ich volles Vertrauen schenken darf. Ich habe ihr die Situation genau geschildert, und sie ist bereit, mir das Geld vorzustrecken.“

„Baronin,“ bemerkte der Anwalt, „ich verstehe als Mensch Ihre Situation vollständig. Es liegt mir fern —“

„Gott, nur nicht so viel Worte, lieber Doktor!“ warf Mary nervös ein. „Denken Sie sich doch in die Lage einer Frau hinein. Es gilt die Existenz des Mannes, den ich liebe, es gilt mein eigenes Lebensglück! Da werde ich doch nicht nachdenken, ob ich das mit tausend Kronen mehr oder tausend Kronen weniger vermag!“

Der Anwalt schwieg einen Augenblick. Er schien nachzudenken. Dann hob er den Kopf und blickte Mary prüfend an.

„Baronin, ich habe Sie gewarnt! Was kann ich also dem Herrn Oberleutnant zusagen? Bis zu welchem Betrag darf ich mich ihm gegenüber verpflichten?“

„Sie können dem Herrn Oberleutnant zusagen, daß er bis ersten September jenen Betrag von Ihnen erhält, der zu seiner völligen Rangierung notwendig ist. Natürlich, lieber Doktor, verbürgen Sie mir volle Disposition Leo gegenüber.“

Doktor Hoffmann blickte mit unendlichem Wohlwollen auf die junge Frau und schüttelte den Kopf.

„Nein, liebe Baronin, ich kann nicht,“ rief er. „Baronin, Sie kennen meine treue Ergebenheit für Ihr Haus, Sie wissen, welche herzliche Gefühle ich für Sie hege. Ich bitte Sie, lassen Sie sich in keine Geldgeschäfte ein! Sie wissen nicht, wie gewissenlos Sie ausgebeutet werden würden! Sie ahnen nicht, was es heißt, in der Hand eines fremden Menschen zu sein! Und was für eine Art Menschen das meistens zu sein pflegen!“

„Nun, nun, so arg wird das doch nicht sein!“ meinte Mary.

„Sie haben keine Ahnung, Baronin! Der Oberleutnant hat da einen Hauptgläubiger namens Silberstein —“

„Moritz Silberstein?“ fragte Mary betroffen.

„Ja, kennen Sie ihn denn?“

„Nein,“ antwortete die Baronin zögernd, „nur sein Name wurde mir dieser Tage genannt.“

„Lassen Sie sich mit dem ja nicht ein! Das ist einer der Gefährlichsten!“

Mary drückte die Hand des Anwalts und antwortete:

„Ich danke Ihnen, lieber Freund, aber lassen wir das! Mir droht keine Gefahr. Meine Freundin wird keine so hartnäckige Gläubigerin sein.“

XIII.

Am Tage nach dieser Unterredung trat Mary um zehn Uhr vormittags in die Kanzlei ihres Rechtsfreundes mit der Frage, wie die Angelegenheit Leos stehe.

Doktor Hoffmann entnahm der Kasse ein großes Kuvert und sagte: „Sehen Sie, Baronin, das habe ich heute früh hergerichtet. Einer meiner Angestellten fährt in einer halben Stunde nach Rodenstein hinaus.“

Mary faßte seine Hand mit herzlichem Druck.

„Ich danke Ihnen!“ sagte sie innig.

„Sie haben mir nicht zu danken, Baronin, es ist ein glattes einfaches Geschäft.“

„Gott, gebrauchen Sie nicht immer diesen Ausdruck! Das kann ich gar nicht anhören, ich, die Sie so genau kennt und weiß, wie vornehm Sie denken!“

Der alte Herr lächelte. Er wollte die Kasse wieder zusperrten, als Mary sagte:

„Richtig, weil Sie gerade bei der Kasse sind, lieber Doktor, bitte, geben Sie mir das Paket, das ich Ihnen vor einigen Tagen zur Aufbewahrung hier ließ.“

Doktor Hoffmann sperrte ein zweites Fach auf und reichte der Baronin das Paket.

„Hat Ihnen Leo schon die Aufstellung geschickt?“ fragte dann Mary.

„Noch nicht, aber ich hoffe, daß sie mein Sollicitator von Rodenstein mitbringen wird. Wenigstens habe ich es mit Baron Walden so vereinbart. Sobald ich einen Ueberblick gewonnen und mich mit dem Hauptgläubiger, mit dem alten Silberstein ins Einvernehmen gesetzt habe, werde ich Sie verständigen.“

„Silberstein ist sein Hauptgläubiger?“

„Ja.“

Mary verabschiedete sich. Sie ging dem Graben zu, bog in die Röntnerstraße ein und sah nach der Uhr. Unschlüssig blieb sie einen Augenblick stehen. Dann hielt sie einen Wagen an, der vorbeifuhr.

Mary rief dem Kutscher die Adresse, Kleine Dammgasse 76 zu, befahl, das Dach aufzuschlagen, und stieg ein.

Der Kutscher fauste die Rotenturmstraße hinaus.

Die Kleine Dammgasse lag am Ende der Brigittenau, fast schon an der Grenze von Florisdorf.

Als Mary dem Wagen entstieg, gab sie dem Kutscher den Auftrag, zu warten, und verschwand rasch im Hausflur.

Im ersten Stock entdeckte sie eine schmutzige, kleine Tafel, auf der halbverwischt der Name Silberstein zu lesen war.

Run klopfte sie an.

Ein alter Mann mit silberweißem Bart öffnete die Tür und sagte: „Meine Gnädige, bitte einzutreten!“

Mit einer Unterwürfigkeit, die Mary ein gewisses Unbehagen einflößte, rief der alte Mann eine zweite Tür auf und ließ die Baronin in ein Zimmer treten, das ein Mittelstück zwischen Arbeitszimmer, Bureau und Wohnzimmer war.

Silberstein schob Mary einen alten, zerschlagenen Lehnstuhl hin und forderte sie auf, Platz zu nehmen, was sie mit leichtem Widerwillen tat.

„Gnädige Frau, Sie sind wohl die Dame, die mir vor acht Tagen geschrieben hat?“

„Ja, die bin ich,“ antwortete die Baronin.

„Es handelt sich, wie mir angedeutet wurde, um ein Geldgeschäft, um ein größeres?“

„Ja, ich glaube, daß Sie über den Zweck meines Besuches bereits vollständig im Klaren sind?“

„Ja, meine Gnädige. Aber heutzutage ist es so schwer, Geschäfte zu machen. Das Leben ist teuer geworden und jeden Augenblick verliert man große Posten.“

„Bei mir werden Sie nichts verlieren. Und Ihr Schaden wird es gewiß auch nicht sein!“

„Um welche Summe handelt es sich denn?“ fragte Silberstein.

„Ich brauche so fünfzig- bis sechzigtausend Kronen.“

Der Alte schlug die Hände über dem Kopf zusammen.

„Fünfzig- bis sechzigtausend Kronen? Und da kommen Sie zu mir? Ja, glauben Sie, ich bin ein Millionär?“

„Ich bitte, wandte Mary ein, kommen wir zur Sache, die Zeit drängt! Ich brauche diese Summe und biete Ihnen dafür als Garantie —“

In diesem Augenblick wurde an die Tür geklopft. Der Alte stand ärgerlich auf. Er öffnete die Tür nur bis auf einen kleinen Spalt und tauschte flüsternd einige Worte aus.

Mary verstand nichts davon.

Nach einer Weile kam Silberstein wieder zurück und sagte: „Gnädige Frau, ich bitte, ich habe jetzt eine dringende Besorgung. Könnten Sie mir nicht einwillen alles hier lassen? Schließlich muß ich ja auch alles genau prüfen, bevor ich einen Entschluß fasse. Sie können mir vollständig vertrauen!“

Die Baronin schien unentschlossen und dachte einen Augenblick nach. Sehr vertrauenswürdig schien ihr der Alte nicht zu sein.

(Fortsetzung folgt.)

Blitzlicht-Photographie

mit „Agfa“-Blitzlichtartikeln ein gefahrloses Vergnügen!



Winzige Rauchbildung. Schnellstes Abbrennen. Daher keine kalkigen, sondern lebenswahre Gesichter. Keine geschlossenen Augen. Keine explosiven Bestandteile. Keine Beschädigung empfindlicher Innen-Ausstattungen etc.

„Agfa“-Blitzlicht
-Blitzlampe oder
-Blitztablette

„Agfa“-Kapselblitze
Durch Photohändler.

„Agfa“-Blitzlicht-Literatur Gratis

durch

„Agfa“, Actien-Gesellschaft für Anilinfabrikation, Berlin S.O. 36





Sanitätskolonne hinter der Front.



Franzosen, Belgier, Engländer, Inder, Juaven, Turkos in einem deutschen Lazarett, wo es ihnen offenbar sehr gut geht.



Phot. Gebr. Hordel.

Artillerie in Deckung.

Das Leben in den Schützengräben.



Phot. Gebr. Hordel.

Vorfall mit Schreibstisch.

Daß eine gut durchwärmte Stube im Winter ein angenehmer Aufenthalt ist als das in einem Raum befindliche Wohn-, Schlaf- und Esszimmer unserer braven Soldaten, wird niemand bestreiten, daß aber die meisten der Höhlenwohnungen gar nicht so uneben sind und fidele „Mieter“ haben, darf ohne weiteres behauptet werden. Mancher wird erstaunt sein, wenn man ihm erzählt, daß die unterirdischen Wohnungen, durch deren Tür man allerdings kriechen muß, über mannhoch sind. Man kann sich bequem darin reden. Der Boden ist meist mit Stroh belegt und darüber sind Decken gebreitet, aus Sehm sind Sitze geknetet und ebenfalls mit Stroh und Decken belegt. Da etwa 12 Mann in einem solchen Raum schlafen, herrscht dort auch nachts eine angenehme Temperatur. Oberlicht erhalten die Erdvillen hier und da durch Scheiben, die in die Decke eingelassen sind. Natürlich ist an eine ungestörte Nachtruhe nicht immer zu denken;

auch die feindlichen Granaten haben keinen großen Respekt vor diesen Behausungen. Gewöhnlich werden die Wohnhöhlen daher abseits von dem Gefechtsfeld angelegt. Auch sind sie nicht immer so komfortabel angelegt, wie es eben geschildert wurde. Die Truppen, die ständig ihren Standort wechseln müssen, sind schlimmer daran, sie müssen oft regnerische und kalte Nächte an wenig geschützten Stellen zubringen. Einzelne wachen, die anderen schlafen so gut wie möglich, bis die Reihe an sie kommt, zu wachen. Daß trotz der vielen Unbilden die Stimmung unter unseren Truppen ausgezeichnet ist, ist nur ein Zeichen dafür, wie sehr ihnen allen die gerechte deutsche Sache am Herzen liegt und wie selbstverständlich es einem jedem ist, daß wir siegen. Jeder



Phot. Hohlwein u. Sieck, Berlin.

Die Höhlenbewohner.

Erfolg weckt Stürme der Begeisterung. Die Braven da draußen wissen ja am besten, wie es vorwärts geht, sie erleben es Tag für Tag und sind ungeborenen Mutes, was man von unseren Gegnern, die einen Verzweiflungskampf kämpfen, nicht mehr sagen kann, denn sie fühlen, daß sie Punkt um Punkt verlieren. Darum ist auch ihr Haß so groß, und darum verbreiten sie die unglaublichsten Dinge über uns. Sie fangen eben bereits an, den Kopf zu verlieren. Wir aber werden durchhalten ruhigen Blutes bis zum endgültigen Siege, der unser sein wird und muß.



Phot. Gebrüder Hordel.

Das Feldtelefon, das vom vordersten Schützengraben die Schloßresultate der Artillerie den Geschützständen mitteilt.

Ankunft der Diakonissinnen von Königsberg i. P. in Basel

den 21. Oktober 1914 nach vierwöchentlicher französischer Gefangenschaft.



Herzlichster Empfang durch schweizer. Offiziere,
Deutsches Konsulat sowie Bevölkerung von Basel,
und beste Verpflegung im Hotel Jura daselbst.

Oberst Büel Major Vischer
Platzkommandant.

Die Königsberger Diakonissinnen.

Hptm. Dr. Hägler
Arzt des Platzkommandos.

Haus und Küche.

Nachhafte fleischlose Gerichte.

Sauerkrautspieß. Ein Pfund mit Fett und Zwiebel kurz eingekochtes Sauerkraut und zwei Pfund zu dickem Kartoffelmus verrührte, frischgekochte Kartoffeln, werden abwechselnd in eine vorbereitete Form gefüllt, so daß oben und unten sich eine Lage Kartoffelmus befindet, dann mit Butterflöckchen belegt und braun gebacken. Man richtet die Speise gestürzt, mit hellbraun gebratenen Zwiebelringen bestreut, an.

Grünlerwürstchen und Möhrengemüse. Zwei Tassen Schrot von Grünern, am Abend zuvor eingeweicht, läßt man mit Salzwasser bis ausquellen. Dann gibt man ein

ganzes Ei, eine in Butter gedünstete große Zwiebel, etwas Pfeffer, Petersilie und Thymian und Mayonaise nach Geschmack dazu, fügt zum Binden der Masse etwas geriebene Semmel bei, rollt fingerlange Würstchen davon und bratet sie in Butter hellbraun.

Kartoffelnudeln mit Rausauce. Einen Teller voll gekochte, geriebene Kartoffeln, eine Tasse voll trockenen, weißen Käse, ein ganzes Ei, etwas geriebene Mandeln, Zitronenschale und Zimt, sowie geriebene Semmel mischt man zusammen, rollt Würstchen, bädert sie in heißem Fett hellbraun und reicht sie mit sämiger Rausauce.

Weiße Bohnen mit Graupen. Zwei Tassen Bohnen weicht man am Abend zuvor in Wasser ein. Am anderen Tage setzt man sie mit Wasser und Suppenwurzel aufs Feuer und läßt sie langsam mit dem nötigen Salz weichkochen. Inzwischen hat man eine Tasse Graupen mit einer

Zwiebel und etwas Fett oder Butter unter öfterem Anrühren von Wasser halbgut gekocht, gibt dann beides zusammen, läßt es fertig dünsten und würzt es mit Würstchen und gewiegter Petersilie.

Schmor Kohl mit Maronen. Den feingehobelten Kohlkopf läßt man einige Stunden ein, gibt dann kochenden Essig, beizen, ausgebratenen Speck, in dem man eine Zwiebel geröstet, und eine Tasse voll säuerliche, in Scheiben geschnittene Äpfel, sowie eine Tasse Wasser dazu. Nun läßt man ihn langsam weich dünsten, gibt eine halbe Stunde vor dem Anrichten eine geriebene, rohe Kartoffel zum Zämhwerden daran und umlegt ihn mit Maronen, die man nach dem Abkühlen in Butter röstet. Mit Salzkartoffeln gibt diese Speise ein nahrhaftes, sättigendes Gericht.

.. ..

Praktische Liebesgaben.



Nr. 2784.



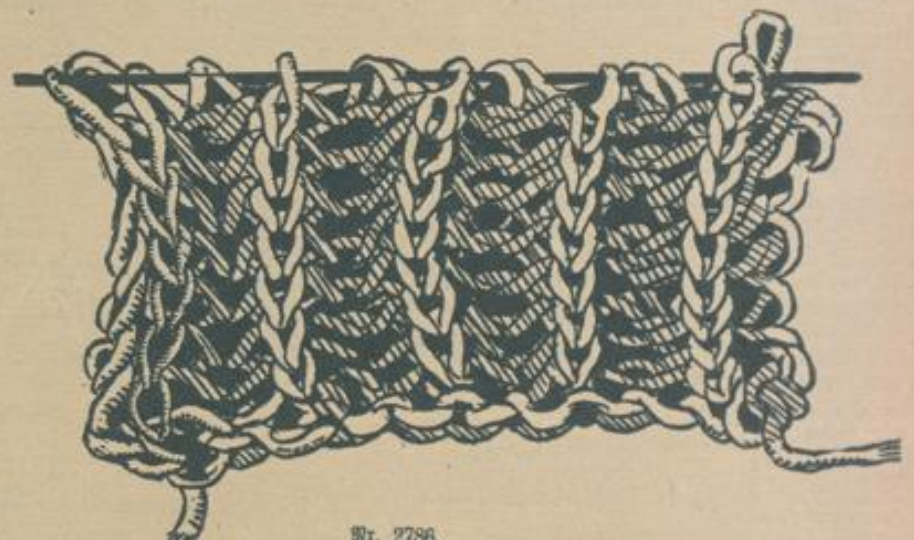
Nr. 2785.

beiden Abnahmen am Ende und Anfang der Nadel sollen stets vier Maschen Zwischenraum bleiben. Man strickt so weit, bis eine Öffnung von 8 bis 10 cm Breite bleibt. Man dreht nun die Arbeit um und strickt die aufeinanderliegenden Maschen zusammen ab.

Nr. 2785. Fußwärmer in Stridarbeit. Ob gesund oder verwundet, die Fußwärmer tun überall gute Dienste und sind deshalb überall beliebt. Die Arbeit beginnt man an der Ferse mit einem Aufschlag von 26 Maschen und strickt, hin- und hergehend, 30 glatte Nadeln; man arbeitet ebenfalls glatt weiter, strickt jedoch in den folgenden Nadeln die zwei letzten Maschen ab, bis man noch 12 Maschen auf der Nadel hat. Man faßt nun wie zu

Nr. 2784. Schutzhülle in Stridarbeit. Für die praktische Hülle arbeitet man mit vierfach gedrehter Schafwolle. Man beginnt unten mit einem Aufschlag, dessen Breite 30 cm beträgt und strickt für den 11 cm hohen ein 22 cm langes, glattes Stück; hierauf faßt man die Aufschlagmaschen auf, legt das Stück um und strickt die Maschen zusammen ab. Für die nun beginnende Hülle strickt man zunächst noch 4 cm in der Runde und legt dann die Öffnung an, für die ein 5 cm breites Stück abgeleitet wird. Von hier ab wird hin- und hergehend gestrickt, wobei an jedem Anfang und Ende ein bis zwei Maschen abgenommen werden, bis der Schluß, der nach oben weiter werden muß, eine Breite von 18 bis 20 cm erhält. Für den Kopfteil müssen die unten abgenommenen Maschen wieder mit neuem Faden aufgeschlagen werden, um wieder in der Rundung arbeiten zu können. Für den Stirnteil strickt man ein 8 bis 10 cm hohes Stück, worauf man in jeder dritten Runde, wie bei einem Strumpf, vier Maschen abnimmt. Man nimmt das Abnehmen am besten am Ende der ersten und dritten Nadel und am Anfang der zweiten und vierten Nadel vor. Zwischen den

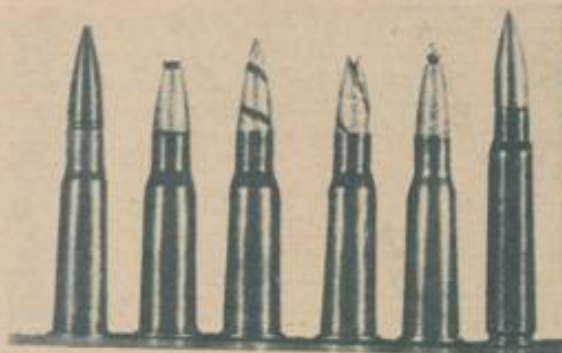
einer Ferse an jeder Seite 24 Maschen auf, wodurch man 61 Maschen auf der Nadel erhält. Mit diesen Maschen strickt man 72 Nadeln, wobei die Randmaschen als Kettenmaschen zu stricken sind. In den folgenden 12 Nadeln nimmt man an jeder Nadel je eine Masche auf und strickt in der Runde abwechselnd einen glatten und verkehrten Gang. Durch die Nadeln laufen vier Maschen, die als Ränder verkehrt gestrickt und die zwei rechts und links liegenden Maschen glatt abgestrickt werden. Hat man 44 Runden gestrickt, nimmt man zur Bildung der Fußspitze in jeder zweiten Runde 4 Maschen ab, wobei man auf der ersten und dritten Nadel die beiden vorderen, auf der zweiten und vierten Nadel die beiden letzten Maschen zusammenstrickt. Sind noch 40 Maschen vor-



Nr. 2786.

banden, strickt man auf der Rehrseite je zwei und zwei Maschen zusammen und vernäht den Faden. Es ist ratsam, die Rundung mit festen Maschen zu umhüllen.

Nr. 2786. Zur Potensiderei gebraucht man eine gerade Maschenzahl (zu einem Schal 60 Maschen). Die erste Nadel wird rechts abgestrickt. Danach ist stets die erste Masche fest, die zweite links mit Umschlag abzuheben, die dritte Masche wird rechts abgestrickt; die nächste ist wieder mit losem Faden links abzuheben. In der nächsten und allen folgenden Nadeln werden die abgehobenen Maschen nebst Aufschlag stets zusammengestrickt, während die gestrickte Masche mit Aufschlag links abgehoben wird.



Dum-Dum.

Wenn wir von Dum-Dum-Geschossen, die bei den Engländern oder Franzosen gefunden werden, hören, so ist uns das nichts neues mehr.

Wir wissen aber jetzt, daß System in der Verwendung solcher Geschosse liegt. Die Geschosse auf Abbildung 1 wurden fertig verpackt — in französischer Schützengräben gefunden. Nicht nur die Spitzen hat man diesen Patronen abgebrochen, sondern sie „kunstfertig“ mit Spiralen versehen, ihnen scharfe Kanten gegeben und überhaupt alles getan, um die Verletzungen so grausam wie möglich zu machen. Um das zu vertuschen, verfälscht man in Frankreich auf die unglaublichsten Mittel: Der „Matin“ bildet die deformierten Geschosse (Bild 2) aus dem Katalog der Mausergewehr-Fabrik ab und behauptet, das wäre der beste Beweis, daß auch wir Dum-Dum-Geschosse verwendeten. Er verschweigt dabei in frecher Weise, daß es sich in dem Katalog nur um Geschosse zur Jagd handelt, außerdem malt er dreist und gottesfürchtig der langen Patrone einen Einschnitt an, der wie die tatsächliche Abbildung aus dem Katalog (Bild 3) zeigt, gar nicht vorhanden war.

Die Engländer stehen ihren französischen Freunden nicht nach. Wir haben den Besuch eines aus Lille zurückkehrenden Hauptmanns der Reserve erhalten, der uns über die Tatsache, daß englische Truppen mit Dum-Dum-Geschossen schießen, in beweiskräftiger Weise zu berichten wußte. Unser Gewährsmann erzählte, daß deutsche Truppen in verlassen englischen Schützengräben oft Tausende von Patronenspitzen fanden; obgleich man sofort eine gemeine Tücke witterte, fand man nicht so bald eine Erklärung dieser Erscheinung. Das Geheimnis wurde erst gelüftet, als englische Gewehre einer genauen Prüfung unterworfen wurden. Da fand man an der rechten Seite des Gewehrkolbens eine sehr einfache, aber durchaus zweckdienliche Vorrichtung, um die Spitzen der Patronen abzubreaken. In die scharfgefeilte Öffnung paßt jedes Geschos mühelos hinein. Um den Gentlemen die Arbeit zu erleichtern, hat man besondere



Abbildungen der verschiedenen Geschossarten.



Die Erstürmung von St. Laurent

(Vorort von Arras).



Die Kirche von St. Laurent, die von den Franzosen beschossen wurde, als unsere Truppen das Dorf erstürmt hatten.



Ein Haus in Laurent, das vor der Erstürmung von einer Granate getroffen wurde.

Patronen zu dieser verurteilten Umwandlung in Dum-Dum-Geschosse hergestellt. Neuerlich weisen sie keinen merkbaren Unterschied auf, außer daß sich beim Zündhütchen ein seltsames, an den gewöhnlichen Patronen nicht vorhandenes V-Zeichen vorfindet. Die angestellten Versuche ergaben aber die überraschende Tatsache, wie leicht die Spitzen abgeknippt werden konnten; ferner, daß sich die Bruchstelle stets an der nämlichen Stelle befand und die beiden Bruchflächen glatt und blig waren. Der Bleikörper der Patronen besteht demnach aus zwei, leise zusammengefügte Teile, und es gilt, um die gewollte Trennung, d. h. die Umwandlung aus dem spitzen in ein stumpfes Geschos durchzuführen, nur den dünnen Ridelmantel zu knicken.

Da der Mantel sich nicht glatt abbrechen läßt und seine Ränder gewöhnlich eine leichte Zackung erhalten, wird die zerfetzende Wirkung des Geschosses noch erhöht.

Die Engländer, die sich dieser neuen Infamie schuldig machen, dachten wohl kaum, daß man so bald hinter ihren Kniff kommen würde, der sich zu bewähren hatte, im Falle solche Patronen in die Hände der Deutschen fielen. Den englischen Soldaten war eingeschärft worden, sich in den Schützengräben nur so viel Vorrat von diesen idealen Dum-Dum-Patronen herzustellen, als notwendig war, und ja keine dem Feind in die Hände fielen.

Der Offizier hatte sich zur Erhärtung des Gesagten die Mühe genommen, uns solche Geschosse vorzuweisen um an einem mitgebrachten englischen Gewehr die Herstellung zu zeigen. Sache der Behörden wird es nun sein, die nötigen amtlichen Feststellungen zu machen. Wenn es noch eines Beweises bedurft hätte, daß Dum-Dum-Geschosse überall dort verwendet werden, wo Engländer stehen, so ist er unabweislich durch die Feststellung der sich in letzter Zeit häufenden gräßlichen Verwundungen erbracht.

:: ::